



Leseprobe

Lianne Kolf

Agentinnen gab es damals nur bei James Bond

Von Bestsellern und Büchermenschen

»So unterhaltsam wie aufschlussreich ist auch das Innenleben dieses Buches, nicht nur für Insider.« *Süddeutsche Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 272

Erscheinungstermin: 05. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein Leben für die Bücher – Fräulein Kolfs Gespür für Bestseller

Für die einen ist sie Gründerpersönlichkeit und Legende der Buchbranche, andere bezeichnen sie liebevoll als „Trüffelschwein“, sie selbst sieht sich als „Kupplerin“ zwischen Verlagen und Autor*innen. Lianne Kolf gründete 1982 die erste literarische Agentur für deutschsprachige Autor*innen und hat seitdem zahlreiche Bestseller auf den Weg gebracht. Jetzt erzählt sie aus ihrem Leben, das selbst wie ein Romanstoff ist: von der Kindheit in Starnberg als Tochter geflüchteter Eltern, die Rumänien noch lange als eigentliche Heimat begreifen, über die Zeit als Buchhändlerin und Vertriebsleitung im pulsierenden München der 1960er und 70er Jahre bis hin zu den Erfolgen und auch Tiefschlägen ihrer mehr als 40 Jahre unter Büchermenschen.



Autor

Lianne Kolf

Lianne Kolf gründete 1982 die erste deutsche Autorenagentur in München. Seitdem hat sie mehr als 4.000 Bücher vermittelt, ihre Autor*innen verkauften weltweit ca. 50 Millionen Bücher, und 80 Filme entstanden nach ihren Vorlagen. Begonnen hat Lianne Kolf ihre berufliche Karriere als Buchhändlerin in München, später war sie eine der ersten und jüngsten Vertriebsleiterinnen der Branche. Sie wurde in Starnberg bei München geboren und verbrachte einige Jahre in Hamburg und London, bevor sie sich

L I A N N E K O L F

Agentinnen gab es damals
nur bei James Bond
Von Bestsellern und Büchermenschen

LIANNE KOLF

**Agentinnen
gab es damals nur bei
James Bond**

Von Bestsellern und
Büchermenschen

blanvalet

Das Zitat auf S. 113 stammt aus dem Lied »Aquarius«
aus dem Musical Hair, Text Gerome Ragni und James Rado,
Musik Galt MacDerмот.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so über-
nehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2022 by Blanvalet in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Heike Gronemeier

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

BSt- Herstellung: DiMo

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0825-8

www.blanvalet.de

*»Veränderungen sind kein Schicksal,
sondern eine Chance.«*

INHALT

Prolog: Das Füchslein 9

TEIL I

GASTLAND

Kapitel 1: Heimatlos 15

Kapitel 2: »Händler der vier Jahreszeiten« 34

Kapitel 3: Palukes und Pralinen 43

Kapitel 4: Anarchie in der Meierei 50

Kapitel 5: Familienzusammenführung 66

Kapitel 6: In bester Gesellschaft 73

TEIL II

MÜNCHNER FREIHEIT

Kapitel 7: Lehrjahre bei Tante Ingeborg 85

Kapitel 8: Die Kommunisten kommen 97

Kapitel 9: Eine eigene Bude 103

Kapitel 10: Summer of Love 108

Kapitel 11: London Calling 122

TEIL III

BÜCHERMENSCHEN

- Kapitel 12: Die »Buchbox« 139
Kapitel 13: Alles auf los 152
Kapitel 14: Waidmannsheil 160
Kapitel 15: Goldene Jahre 166

TEIL IV

DIE AGENTUR

- Kapitel 16: »Lianne, was machen wir jetzt?« 185
Kapitel 17: Mit besten Grüßen 194
Kapitel 18: Not macht erfinderisch 199
Kapitel 19: Reiselust und Fitnesswelle 204
Kapitel 20: Anne Frank und Hitlers Sekretärin 213
Kapitel 21: Sex Sells 227
Kapitel 22: Alles im Wandel 233
Kapitel 23: Zurück ins Mittelalter 243
Kapitel 24: Licht und Schatten 248
Kapitel 25: Herzensangelegenheiten 256

EPILOG 264

- Danksagung 267
Autorenliste 269

PROLOG

Das Füchslin

Fuschi.«
Solange ich denken kann und noch ein bisschen länger, habe ich diesen Spitznamen. Er klebt so fest an mir, dass ich ihn in diesem Leben wohl nicht mehr loswerde. Der Name wurde einfach über die Jahre immer so weitergereicht, von Familienmitgliedern, Freunden, Bekannten. Die meisten finden es lustig, mich Fuschi zu nennen, vor allem, wenn sie erfahren haben, was das Wort zu bedeuten hat.

Verpasst hat mir diesen Spitznamen mein Vater. Als er am 29. Mai 1948, einem herrlichen Frühlingstag, in seinem gebrauchten gekauften grünen DKW Sport-Cabrio an der Frauenklinik Dr. Knorr in Niederpöcking am Starnberger See vorfuhr und sich auf der Entbindungsstation meldete, war er so aufgeregt, dass er sogar vergaß, mit den Krankenschwestern zu flirten, was er normalerweise nicht versäumt hätte. Wenig später streckte ihm seine Frau Lieselotte ihr Neugeborenes entgegen: mich.

Und mein Vater sprach den denkwürdigen Satz: »Das ist ja eine Fuschi.«

Martin Kolf stammte – wie auch meine Mutter – aus Siebenbürgen. Damals, drei Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, war er noch nicht besonders gut in Hochdeutsch, wohl aber im Erfinden von Wörtern und Begriffen. Das Baby, das er nun behutsam in den Arm nehmen durfte, hatte einen rötlichen Haarflaum und damit für immer seinen Kosenamen aus dem Tierreich weg: Fuschi, das Fückslein.

Die Klinik, in der ich das Licht der Welt erblickte, gibt es heute nicht mehr. Die ehemalige Villa Knorr, ein prachtvolles Anwesen im toskanischen Stil, inzwischen fast 170 Jahre alt, war Sommerresidenz, landwirtschaftlicher Betrieb, Mädchenpensionat und Frauenklinik. Heute beherbergt das Haus ein etwas verkitschtes Hotel mit Restaurant, eine begehrte Hochzeitslocation am Westufer des Starnberger Sees mit Blick auf die Gemeinde Berg am gegenüberliegenden Ufer (wo einst der bayerische Märchenkönig Ludwig II. den nassen Tod fand).

Auch wenn sich vieles verändert hat, die Villa ist immer noch ein magischer Ort für mich. Manchmal fahre ich noch nach Niederpöcking, rolle durch das schwere Eisentor unten an der Landstraße, parke oben auf der Anhöhe, schaue auf den See und denke an meine Eltern: An meinen Vater Martin, damals 24 Jahre alt, und an meine Mutter Lieselotte, zwei Jahre jünger

als er. Ich sehe sie vor mir, wie sie mit mir auf dem Arm hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Mit mir, ganz neu auf dieser Welt, die auch für sie noch neu und ungewohnt war. Während zu Hause, in der schönen Villa Dorlei, Tante Hilde, die Schwester meines Vaters, ungeduldig auf die Rückkehr der kleinen Familie wartete. Hier hatten die drei durch den Krieg Entwurzelten eine neue Heimat gefunden: zwei Zimmer zur Miete. Dass nun ein Baby ihre Schicksalsgemeinschaft bereicherte, grenzte für meine Eltern und Tante Hilde noch Jahre später an ein »Wunder«. Nie und nimmer hätten sie sich das in der schlimmen Zeit, die hinter ihnen lag, auch nur vorstellen können. Es nötigt mir noch heute grenzenlose Bewunderung ab, wenn ich mir vor Augen halte, was für eine Lebenskraft diese drei blutjungen Menschen aus ihren Qualen gezogen haben. Am Ende der Geschichte ein doppeltes Happy End: Nicht nur, dass alle überlebt haben – auch ich durfte bei der Gelegenheit meinen Platz auf dieser Welt finden.

TEIL I

GASTLAND

*»Wo Kind und Hund Palukes würgen,
ist unsre Heimat Siebenbürgen.«*

KAPITEL 1

Heimatlos

Meine Eltern entstammten beide wohlhabenden Familien aus Siebenbürgen, einem Gebiet, das heute im Zentrum Rumäniens liegt. Die Kolfs hatten ihr Vermögen mit Finanzgeschäften und Ländereien gemacht, die Wagners im Viehhandel. Beide Familien lebten keine zehn Kilometer voneinander entfernt in der Nähe von Kronstadt. Vielleicht hatten die Eltern oder Großeltern schon mal miteinander zu tun gehabt, Martin und Lieselotte aber kannten sich nicht – bis zu ihrer schicksalhaften Begegnung in Frankfurt an der Oder im Dezember 1946.

Ich war vielleicht 13 oder 14, als ich meinen Tata zum ersten Mal nach seinen Erlebnissen in den Kriegsjahren fragte. Bei diesem wie auch meinen späteren Versuchen, ihm etwas zu entlocken, antwortete er immer mit dem gleichen Satz: »Fuschi, das war so schrecklich, darüber kann ich nicht sprechen.« Er, der sonst so redselige Vater, schwieg eisern.

Es war nicht so wie später bei den 68ern: Auch sie fragten ihre Eltern, vor allem die Väter, was sie im Krieg gemacht hatten. Aber deren Weigerung, darüber zu sprechen, ließ meistens auf den Typus Täter oder Mitläufer schließen, oder wenigstens auf eine Angehörigkeit zur Wehrmacht. Bei meinem Vater war es die Opferrolle, über die er nicht reden mochte. Er muss Furchtbares erlebt und gesehen haben.

Das Wenige, das ich in Erfahrung bringen konnte, ist Folgendes: Als alliierte Soldaten im April 1945 die »Reichswerke Hermann Göring« im niedersächsischen Salzgitter befreiten, war unter den tausenden ausgemergelten, ausgelaugten und bis auf die Knochen abgemagerten Zwangsarbeitern auch mein Vater. In dem Betrieb, in dem kriegswichtige Güter hergestellt wurden, vor allem Munition und Sprenggranaten, hatte er als Feinmechaniker gearbeitet – ein Arbeitssklave ohne Rechte, mit kaum mehr als einer wässrigen Suppe am Tag abgespeist. Die Ernährungslage der tausenden Elenen war so schlecht, dass selbst der NSDAP-Kreisleiter eine Beschwerde nach Berlin sandte.

Wann und wie mein Vater von Kronstadt nach Salzgitter gekommen war – die Orte liegen ja nicht gerade um die Ecke –, und was vorher gewesen war, sagte er nicht. Und irgendwann habe ich aufgehört zu fragen und seinen Wunsch respektiert, nicht über das Schreckliche zu reden, was er damals erlebt hat.

War Martin Kolf zunächst, wie so viele Siebenbürger

Sachsen, begeistert zum Auslandsableger der Hitlerjugend gegangen? Und später, als der rumänische Diktator Ion Antonesco an Hitlers Seite gegen die Sowjetunion kämpfte, Soldat geworden? Und noch später, weil er es nicht mehr ausgehalten hat, desertiert? Haben sie ihn aufgegriffen, irgendwo eingelocht, windelweich geschlagen und schließlich nach Salzgitter abgeschoben? Oder war es ganz anders, und er hatte sich, obwohl Mitglied der »Deutschen Volksgruppe in Rumänien« einer Rekrutierung zur Waffen-SS widersetzt und war deshalb als Zwangsarbeiter ins »Reich« abgeschoben worden?

Ich werde es nie erfahren. Und auch nicht, warum meine Großmutter ihm zum Abschied in Kronstadt Goldstücke in den Mantel genäht hat. Wohin hatte er sich da verabschiedet? Wo und wie das Gold jemals zum Einsatz kam, ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, dass sich mein Vater nach der Befreiung durch die Alliierten irgendwie nach Bayern durchschlug, wo er für kurze Zeit in einem Lager für »Displaced Persons« bei Wolfratshausen unterkam. Hier hatten die Nazis 1939 ein Lager für Zwangsarbeiter eingerichtet, die in zwei nahegelegenen Sprengstoff- und Munitionsfabriken schufteten, die man als Schokoladenfabrik getarnt hatte. Nach der Kapitulation wurde das Lager, das nun in der amerikanischen Besatzungszone lag, zu einem Camp für »Displaced Persons« umfunktioniert. Das Lager Föhrenwald, das erst

1957 aufgelöst wurde, war das größte seiner Art in der US-Besatzungszone. »DPs«, das waren Staatenlose, ehemalige KZ-Häftlinge, Fremdarbeiter, Verschleppte, Entwurzelte. Menschen, die nirgendwo richtig hingehörten, und die auch niemand wirklich haben wollte. Zu tausenden waren sie nach dem Krieg durch das verwüstete Land geirrt, bis sie in einem der Lager strandeten. Die Deutschen, mit ihren eigenen Problemen mehr als ausgelastet, wähten sie dort gut aufgehoben.

Föhrenwald war so etwas wie das letzte »jüdische Shtetl« auf europäischem Boden. Die meisten, die hier ausharrten, konnten oder wollten nicht zurück in die alte Heimat. Viele Shoah-Überlebende setzten auf einen Neuanfang in Palästina, andere, wie die Familie meiner Freundin Rachel Salamander, blieben im Lager, bis es schließlich in eine Siedlung für Heimatvertriebene umgewandelt wurde.

Mein Vater jedenfalls hatte vom Lagerleben ein für alle Mal genug. Nach einer kurzen Übergangszeit zog er weiter, nach Starnberg. Das Städtchen am See erinnerte ihn an seine Heimat und schien ihm nicht der schlechteste Ort, um hier zumindest für einige Zeit zu leben. Dass er hier sogar Wurzeln schlagen würde, war vermutlich nicht geplant. Er hatte seinen Eltern einen Brief geschrieben, dass es ihm gutgehe und er hoffe, bald wieder nach Siebenbürgen zu kommen. Doch der Antwortbrief aus der Heimat machte seine Pläne zunichte.

Im August 1944 war es zu einem Sturz des faschisti-

schen Regimes und einem Seitenwechsel Rumäniens gekommen. Die Rote Armee besetzte das Land, zehntausende, vor allem aus dem Banat und aus Siebenbürgen, flohen. Seit Kriegsende, so erfuhr mein Vater, führten die Besatzer ein Schreckensregiment, unter dem vor allem die Deutschstämmigen zu leiden hatten. Seine Mutter schrieb, dass so gut wie alle jungen Männer ab 16 und alle jungen Frauen ab 17 Jahren gefangen genommen und in die Sowjetunion verschleppt worden seien. Auch seine geliebte Schwester Hilde.

Die Siebenbürger Sachsen standen bei Stalin unter Generalverdacht. Und es stimmte ja auch: Viele von ihnen hatten im Krieg gemeinsame Sache mit den Nazis gemacht. Selbst Jahrzehnte später sprachen Siebenbürger noch vom »Reich«, wenn die Rede auf Deutschland kam. Für sie folgten Jahre der Diskriminierung und Verfolgung, der Deportation zu Zwangsarbeit in die Sowjetunion, der Enteignung, dem Entzug einiger staatsbürgerlicher Rechte sowie der Diffamierung als »Hitleristen« und »Faschisten«.

Da die Deutschen während des Krieges vor allem in der Sowjetunion so furchtbare Zerstörungen angerichtet hatten, sollten sie jetzt auch zum Wiederaufbau beitragen. Das war die Logik hinter den Verschleppungen, von denen rund 30.000 Siebenbürger Sachsen betroffen waren. Diese Art der Wiedergutmachung sah fünf Jahre schwere Zwangsarbeit vor, dann dürften die »Aufbauhelfer« wieder zurück in ihre Heimat.

Ich kann nur mutmaßen, wie groß der Schock für meinen Vater über diese Nachrichten gewesen sein muss. Denn geredet hat er darüber nicht. Und auch meine Tante schwieg über ihre damaligen Erfahrungen. Ich weiß nur, dass die Geschichte meiner Eltern anders verlaufen wäre, wenn es diese Verschleppung in die Tiefen der Sowjetunion nicht gegeben hätte. Denn Hilde lernte dort meine Mutter Lieselotte kennen.

*

Meine Mama war erst sehr spät – ich war schon über dreißig – in der Lage, mir überhaupt nur in einem Atlas zu zeigen, wo sie und Hilde damals hingekommen waren: nach Sibirien. Bis dahin hatte sie es wie mein Vater gehalten: Sie konnte und wollte über das, was sie durchgemacht hatte, nicht reden. Aber als ich noch ein Kind war, habe ich sie oft nachts schreien hören. Diese Schreie, von denen ich aufwachte, waren entsetzlich. Verängstigt tapste ich dann an ihr Bett, sie lag schweißgebadet da, mein Vater schlaftrunken und hilflos daneben. Wenn sie mich entdeckte, flüsterte sie nur: »Ist schon gut, meine kleine Fuschi, ich hab nur schlecht geträumt. Geh schnell wieder in dein Bett.«

Auf dem Transport nach Sibirien, eine Woche unter unwürdigsten und widerwärtigsten Bedingungen in einem Viehwaggon, lernten sich Lieselotte und Martins Schwester Hilde kennen. Beide waren kaum zwanzig

zig Jahre alt. Das Schicksal meinte es gut mit ihnen, ein bisschen wenigstens, denn im Lager hausten sie mit unzähligen anderen Frauen zusammen in einer Baracke, und zusammen fuhren sie auch zum Schuften in den Bergwerksschacht oder die Ziegelei. Gemeinsam ertrugen sie Hunger, Schmach und Schmerz, Schande und Erniedrigung, Kummer und Verzweiflung. Sie schworen sich, bis an ihr Lebensende Freundinnen zu bleiben, wenn sie jemals lebend aus dieser Hölle rauskommen würden.

Nach etwas mehr als einem Jahr Sklavenarbeit bekamen Lieselotte und Hilde fast zeitgleich offene Tuberkulose. Damit waren sie beim tatkräftigen Wiederaufbau der Sowjetunion nicht länger erwünscht. Aber sie hatten Glück. Während unzählige Menschen in den Lagern starben, wurden sie ausgesondert und in einen Transport nach Westen gesetzt, mit dem auch Kriegsgefangene rückgeführt wurden. Der Zug hielt aber nicht in Siebenbürgen, wie sie das erhofft hatten, sondern in Frankfurt an der Oder.

Soll niemand sagen, die Russen hätten nichts von Bürokratie verstanden. Die vorzeitige Entlassung wurde fein säuberlich dokumentiert, amtliche Schreiben gingen hin und her, und irgendwann landete der Vorgang auch auf dem Schreibtisch einer Amtsstube in Siebenbürgen. Von dort gelangte die Nachricht von Hildes Verlegung in die sowjetische Besatzungszone schließlich auch zu meinen Großeltern.

Im Winter 1946 erhielt Martin Kolf in Starnberg die frohe Botschaft, dass seine Schwester demnächst in Frankfurt/Oder eintreffen würde. Und dann ging plötzlich alles ganz schnell: Mein Vater, der seine schlimmen Erfahrungen zumindest äußerlich abgeschüttelt und ordentlich zugenommen hatte, der zu einem schmucken Mannsbild geworden und fleißig dabei war, sich in Starnberg ein neues Leben aufzubauen, war entschlossen, seine Schwester zu sich nach Bayern zu holen. Er freute sich riesig, dass sie überlebt hatte, und er war bereit, sich über alle Widerstände hinwegzusetzen.

Der Wechsel von einer Besatzungszone zur anderen war damals nicht einfach. Für den legalen Weg brauchte man eine Zuzugsgenehmigung, ohne die es auch weder Arbeit noch Lebensmittelkarten gab. Weil Bayern allein schon wegen der vielen Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten aus allen Nähten platzte, war eine solche Genehmigung kaum zu kriegen. Was tat mein Vater also? Er ging aufs Landratsamt, nutzte einen unbeobachteten Moment und klaute das entsprechende Dokument. So hat er es uns jedenfalls später erzählt – bei solchen tollkühnen Gaunereien war er nicht so zugeknöpft wie bei seinen traumatischen Erlebnissen.

Die wertvolle Zuzugsgenehmigung in der Tasche, machte er sich auf den langen Weg durch das zerstörte Deutschland, von Bayern hinauf an die polnische Grenze. Er drängte sich in vollbesetzte Züge, hielt an Landstraßen den Daumen hoch, bat um Mitfahrgele-

genheiten auf staubigen, zugigen Lastwagenpritschen. Nach anderthalb Wochen beschwerlicher Reise kam er in Frankfurt/Oder an.

Wie in so vielen Nachkriegsgeschichten spielen auch in der unseren Zufall und Glück eine große Rolle. Denn nach einigen erfolglosen Versuchen entdeckte mein Vater seine Schwester Hilde tatsächlich zwischen den vielen Menschen am Bahnhof. Weinend fielen sich die Geschwister in die Arme.

Nach der ersten Wiedersehensfreude deutete Hilde auf eine junge Frau, die etwas abseits stand. Wie oft hatten sich die beiden im Lager das erste Treffen mit ihren Familien ausgemalt, nun war es wenigstens bei Hilde so weit. Lieselotte hatte Tränen vor Rührung in den Augen. Martin stellte sich ihr vor, die beiden sahen sich an, und es traf sie, wie sie später immer wieder beteuerten, wie ein Donnerschlag: Liebe auf den ersten Blick.

Den beiden Freundinnen, die so viel gemeinsam durchlitten hatten, fiel der Abschied schwer. Aber Martin versprach, Lieselotte baldmöglichst nachzuholen. Und tatsächlich, wieder in Starnberg, steuerte er einmal mehr das Landratsamt an und »organisierte« noch eine weitere Zuzugsgenehmigung. Die wurde nach Berlin übersandt, wo Lieselotte inzwischen bei Bekannten Unterschlupf gefunden hatte und sich den Kopf zerbrach, wie sie wohl heim nach Siebenbürgen kommen könne, falls sie von Hilde und ihrem Bruder nichts mehr hören sollte.

Doch wie immer in seinem Leben: Martin Kolf hielt, was er versprochen hatte. Vier Wochen nachdem das Dokument in Berlin eingetroffen war, stand Lieselotte mit ihrem Kofferchen auf dem Münchner Hauptbahnhof, wo Martin schon voller Vorfreude auf sie wartete.

Am 6. Dezember 1947 heirateten die beiden in Starnberg. Und kein halbes Jahr später kam ich auf die Welt. Ich fand es als Kind erstaunlich, dass der Storch in der kurzen Zeit ein Wesen fabrizieren konnte, an dem schon alles dran war ...

*

Es gibt auf dieser Welt ganz bestimmt unangenehmere Erfahrungen, als am Starnberger See aufzuwachsen. Auch wenn die Leute hier gern mit Leidenschaft »ihre« Seeseite verteidigen. Die vom Westufer sagen: »Wir schauen morgens in die aufgehende Sonne, außerdem gibt es bei uns eine Eisenbahnlinie bis Garmisch und für die Autos die Olympiastraße.« Die hatte Adolf Hitler zur Winterolympiade 1936 bauen lassen. Die Leute auf der anderen Seeseite halten dagegen: »Bei uns ist es viel ruhiger, und wir haben Nachmittags- und Abendsonne.« Einig sind sie sich allerdings in einem: Dass es kaum einen besseren Ort zum Leben gibt. Und das galt schon für die Zeit, als ich dort aufwuchs.

Im kaum dreißig Kilometer entfernten München spielten die Kinder noch lange in Bombenkratern und

Ruinen. 73 Luftangriffe der Alliierten hatten rund fünfzig Prozent der Bausubstanz zerstört. Die Menschen hatten alle Mühe, ihren Kindern das Nötigste zu essen zu besorgen und sie im Winter warm genug anzuziehen.

In Starnberg hatte der Zweite Weltkrieg längst nicht so viele Spuren hinterlassen. Einige Phosphor- und Sprengbomben waren über der Stadt abgeworfen worden, neun Feuerwehrleute waren dabei ums Leben gekommen. Schlimm genug, aber doch eben kein Vergleich zu den tausenden Opfern, die es in der bayerischen Landeshauptstadt gegeben hatte. Und auch die Häuser standen noch, in Starnberg und in den anderen Ortschaften am See.

Starnberg hatte nach dem Krieg gut 8500 Einwohner, ein Viertel davon waren Flüchtlinge. Der Ort war klein und überschaubar, alles noch sehr ländlich. Es gab fünf Bauernhöfe, wo die Mama Eier, Kartoffeln und Fleisch kaufen konnte und die Milch in der Kanne holte. Es gab die Gärtnerei Marx mit ihren Blumenfeldern und Gewächshäusern. Es gab Handwerksbetriebe wie die Schlosserei Wörsching, die Schreinerei Benkert, dazu Glasereien, Spenglereien und die Metzgereien Houdek und Kandler.

Und im Hintergrund oder auch zum Greifen nah, je nachdem, wo man gerade war, immer war da dieser herrliche See, auf dem Boote mit weißen Segeln tanzten, oder, wenn es windig war, Wellen mit weißen Schaumkrönchen. Von der Seepromenade fuhren die Fischer

